

Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift.

Erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Mellendorf bei Graz, Steiermark, herausgegeben.

Redigiert von P. Heinrich Wohnhaas F. S. C.

Bezugspreis ganzjährig mit Postzulassung 6000 K - 300 Mk. - 3 Lire.

Der Heilige Vater Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Graz, Lemberg, Linz, Olmütz, Marburg, Orient, Triest und Wien.

Heft 1 und 2.

Januar - Februar 1923.

XXVI. Jahrgang.

1923.

Nicht viele sind es der Jahre in der Geschichte des deutschen Volkes, die mit so ernsten, wuchtigen, bangdröhnenden Schritten eingetreten sind wie gerade das heurige. Im Nord und Süd, im Ost und West fühlt man des Ungewissen Druck und Last. Millionen zittern und zagen beim ersten Schlag des neuen Jahres mit seiner Not und Sorge, seinem Jammer und Kummer. Gar mancher, der den starken Stab des Glaubens weggeworfen, bricht haltlos zusammen. Einem Selbstmörder, der mit dem letzten Glockenschlag des alten Jahres seinem Leben ein Ende machte, zog man einen Zettel aus der Tasche mit der Inschrift: „Ihr glaubt doch nicht, daß ich 1923 noch mitmache!“

Wehe uns, wenn zur leiblichen Not auch noch das geistige Glend, das Absterben des Interesses für unsere christkatholischen Ideale hinzukommt! „Nicht vom Brote allein lebt der Mensch.“ „Das göttlichste der göttlichen Werke ist, mitzuwirken am Heile der Seelen.“ Wer diese Wahrheiten begreift und die Wegrichtung der heutigen Welt kennt, der versteht auch, warum Papst und Bischöfe nichts eindringlicher wünschen als die Unterstützung der katholischen Presse. Es wäre geistiger Selbstmord, wenn einer sagte: „Ihr glaubt doch nicht, daß ich 1923 noch mitmache.“

Die Not der Zeit hat auch den „Stern der Neger“ heimgesucht. Kein vernünftiger Mensch wird verlangen, daß die armen Neger mit dem Missionsopfer die europäischen Leser unterstützen. Wenn heute ein Bleistift oder ein Brief nach Afrika 1500 Kronen kostet, so wird man sich nicht wundern, daß auch der „Stern der Neger“ einen erhöhten Bezugspreis fordert. Sollte aber jemand das Blatt wirklich nicht mehr halten können, so möge er diese Nummer zurücksenden, um der Mission weitere Auslagen zu ersparen.

In der Überzeugung, daß dem Apostolat der katholischen Presse ein Apostolat des katholischen Volkes für seine Presse entsprechen muß, wird wohl jeder seitherige Leser seine Opfertätigkeit, Bezugstreue und Werbung für den „Stern der Neger“ auch künftighin an den Tag legen. Keiner soll sagen: „Ihr glaubt doch nicht, daß ich 1923 noch mitmache!“

Möge Gottes Segen den „Stern der Neger“ und seine Leser auch in diesem Jahre begleiten!

Die Schriftleitung.

Die Missionswoche in Innsbruck.

Die Großtage des heimatlichen Missionslebens in München und Aachen boten dem Feuer der Missionsliebe auch außerhalb der Grenzen Deutschlands neue Nahrung und wirkten vorbildlich für die herrlichen Missionskundgebungen, die in der Tiroler Landeshauptstadt vom 26. November bis 3. Dezember veranstaltet wurden. Der Verlauf der Innsbrucker Missionswoche rechtfertigte glänzend alle gehegten Erwartungen und bewies aufs neue, daß das tiefgläubige Tiroler Volk von edelster Missionsbegeisterung erfüllt ist und mit heldenhaftem Opfermut an der Befehrung der Heidenwelt mitarbeitet.

Die Missionsgeschichte verzeichnet nicht wenige Namen von Tiroler Missionären, die durch Glaubenskraft und wissenschaftliche Betätigung hervorleuchteten. Der bedeutendste Geograph der Jesuitenmission in China P. Martini war ein Sohn der Tiroler Berge, ebenso P. Tiefentaller, der Geograph des groß-mogulischen Reiches in Indien. Im Jahre 1860 wurde zu Damaskus ein Mitglied der Tiroler Franziskanerprovinz, der ehrwürdige Diener Gottes P. Engelbert Kolland, von den Mohammedanern aus Glaubenshaß getötet. Am 14. August 1905 fiel der Benediktinerbischof Rastian Spitz in Deutsch-Ostafrika den Speeren der Aufständischen zum Opfer. Aus unserem Missionsgebiet im Sudan ist der bekannteste Tiroler Missionär P. Josef Ohrwalder, der von seinen 35 Missionsjahren zehn in der Gefangenschaft des Mahdi zubrachte und nach seiner Flucht das hochinteressante Werk schrieb: „Aufstand und Reich des Mahdi im Sudan und meine zehnjährige Gefangenschaft dortselbst.“

Heute wirken Tiroler Glaubensboten in allen Weltteilen: Franziskaner in Süd-Hunan (China), Serviten im Swasiland (Südafrika), Josefs-Missionäre in Borneo, auf den Philippinen und in Uganda, Söhne des heiligsten Herzens Jesu im Sudan, Norduganda und bald auch in Transvaal. Kapuziner wirkten bis zum Kriege in Bettiah und Nepal (Indien) und werden demnächst auch in China Missionsarbeit übernehmen.

Eingeleitet wurde die Missionswoche am Sonntag, den 26. November, mit einer Reihe von Missionspredigten in allen Kirchen der

Stadt, die einen außerordentlich guten Besuch aufwiesen. In der Propsteikirche St. Jakob predigte u. a. P. Alois Wilfling aus unserem Missionshaus in Milland vor einer dichtgedrängten Zuhörerchaft. Am Nachmittag fand daselbst eine Fidelisfeier statt. Bischof Dr. Sigismund Waiz schilderte in ergreifenden Kanzelworten den hl. Märtyrer Fidelis als Mann des Glaubens, des guten Beispiels und der werttätigen Nächstenliebe. Beim Missionsabend im Kolpingssaal gefielen vor allem die von P. Karl Andlau zusammengestellten lebenden Bilder. Sie gewährten einen tiefen Einblick in die Wirksamkeit der katholischen Missionäre. Die Festrede hielt Senatspräsident Dr. Schumacher über die Förderung des Missionsgedankens in der Familie.

Am Dienstag wurde im Festsaal des Canisianums die Priesterkonferenz abgehalten, in welcher Bischof Dr. Waiz den Vorsitz führte. P. Alfons Bächtel, der verdienstvolle Chefredakteur der klassischen Missionszeitschrift: „Die katholischen Missionen“, sprach in begeisternden Worten über den Missionsbefehl Jesu Christi an alle Priester und über Entstehung und Zweck des Priestermissionsvereines, der heute einschließlich der Theologen schon 400.000 Mitglieder zählt. Er erinnerte an das Wort des Heiligen Vaters, das er im Juni dieses Jahres an die zu Rom versammelten Priester der Unio cleri richtete: „Es ist unser Wunsch, daß es keinen gibt, der nicht in den Reihen dieses glorreichen Bundes steht. Euch tragen wir auf, diesem Wunsche überall Wirklichkeit zu geben.“

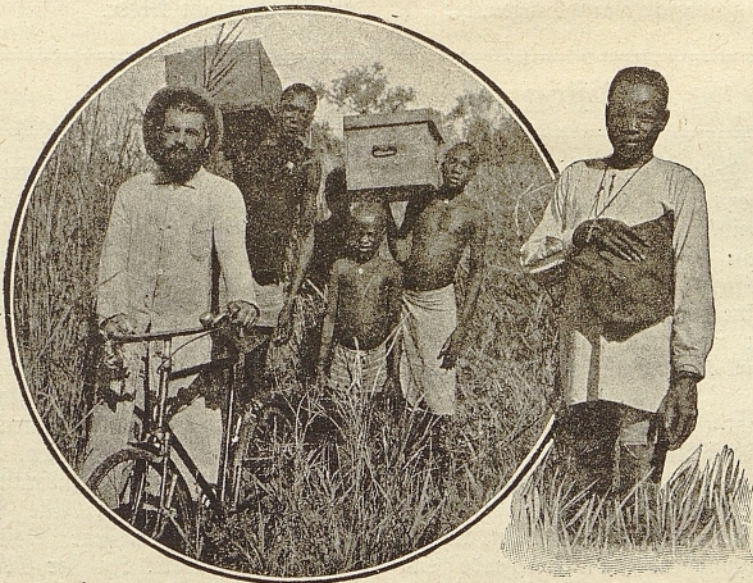
Lebhaftes Interesse für die Missionen weckten die Lichtbildervorträge. Den ersten hielt der Kapuzinermissionär P. Kreuzfahlen über das Wunderland Indien, in dem er 20 Jahre tätig war; den zweiten P. Eberlein aus Salzburg-Liefering über Neu-Guinea, wo er 25 Jahre als Missionär wirkte; den dritten P. Mailer aus St. Ottilien über die Missionstätigkeit der Benediktiner im ehemaligen Deutsch-Ostafrika.

Die Mittelschüler und Mittelschülerinnen hatten den Mittwoch für ihre Akademien gewählt. P. Schütz, S. J., der Redakteur der „Weltmission“, sprach über studentische Mis-

sionsarbeit. Bischof Weitz betonte den vielseitigen, belebenden Einfluß des Missionsgedankens auf alle Gegenstände des Mittelschulstudiums und die Hoheit des Missionsberufes. Auch das Schauspiel „Feurige Kohlen“ des Schweizer Benediktiners Carnot, musikalische und deklamatorische Darbietungen entflammten den jugendlichen Idealismus für die Heidenbekehrung.

Der Donnerstag sah die Konferenz der Lehrpersonen und Katecheten. P. Hack aus St. Gabriel berichtete über „Schule und Erziehungsverhältnisse in den Heidenländern“. Gene-

festredner Dr. Schuschnig legte seinen Ausführungen den Notizheft zugrunde: „Bruder, hilf!“ Diesem Heft zu folgen, sei die Mission des katholischen Christen. Bischof Weitz hielt die Schlußpredigt und erteilte den päpstlichen Segen. Der Heilige Vater gab in einem Schreiben an Bischof Weitz seiner Freude über die Innsbrucker Missionswoche beredten Ausdruck: „Durch den Apostolischen Nuntius von Wien haben Wir erfahren, daß in Innsbruck eine Feier stattfindet, um den Eifer für die Heidenmission neu zu beleben. Freudig haben



Auf nach Transvaal!

ralsekretär des Ludwigsmissionsvereines Neuhäusler aus München hielt eine lehrreiche Rede über „die Missionsarbeit als Erziehungsfaktor“. Am selben Tage behandelte P. Wäth in der Missionsversammlung der Akademiker die Frage, inwieweit sich die Akademiker beider Konfessionen am Missionswerke bisher beteiligten und wie sich katholischerseits eine tatkräftige Mitarbeit erzielen lasse.

Am Sonntag, den 3. Dezember, war feierliches Pontifikalamt in der Jesuitenkirche zu Ehren des hl. Franz Xaver.

Die Krönung der ganzen Missionswoche bildete die Missionsakademie im großen Stadtsaale, an der über 20 katholische Vereine mit ihren Fahnen und Bannern teilnahmen. Der

Wir diese Nachricht aufgenommen, da Uns in Unserem Apostolischen Amte nichts mehr am Herzen liegt, als das Reich Jesu Christi über die ganze Erde auszubreiten. Deswegen beglückwünschen Wir Euch wegen Eures Glaubens eifers, indem Ihr im dreihundertsten Jubeljahr der Propaganda eifrig dahinstrebt, daß das Licht des Evangeliums den zahllosen Völkern, die noch im Schatten des Todes sitzen, endlich glückbringend aufgehe . . .“

Im Rahmen der Missionswoche wurde unter der Leitung des P. Wäth auch ein missionswissenschaftlicher Kurs im Canisianum abgehalten. Ein erfahrener Missionspraktiker, P. Hoffmann, S. J., der 38 Jahre unter der heißen Sonne Indiens verlebte, behandelte in

einem packenden Referate die von ihm selbst bei dem Naturvolk der Mundas mit Erfolg durchgeführte Missionsmethode und in einem zweiten Vortrag die Befehrungshindernisse bei dem Kulturvolk der Hindus.

Die größte Anziehungskraft auf alle Teilnehmer an der Missionswoche übte die prächtige, reichhaltige und geschmackvoll gruppierte Missionsausstellung im Parisaale des Landhauses. Sie war massenhaft besucht. Noch nie hat eine Ausstellung in Innsbruck alle Schichten des Volkes so sehr interessiert wie diese, ein hochehrfreuliches Zeichen. Sie enthielt auch wertvolle graphische Darstellungen, die teil-

weise der kunstfertigen Hand des P. Weilharter aus dem Innsbrucker Redemptoristenkloster entstammten. Außer den missionierenden Orden beteiligte sich an der Ausstellung in hervorragender Weise die St.-Petrus-Claver-Sodalität.

Kein Zweifel, die Innsbrucker Missionswoche, über deren glänzenden Verlauf alle Stimmen einig sind, hat den Missionseifer des Tiroler Volkes neu entfacht und das Vertrauen der Missionäre gehoben. Sie möge zu ähnlichen Unternehmungen in anderen Städten die weitere Anregung geben, der Heimat zum Segen, der Heidenwelt zur Rettung, damit Christus in allen verherrlicht werde.

Missionserfolge in Norduganda.

Vor zwölf Jahren haben die „Söhne des heiligsten Herzens Jesu“ von Khartum aus die Missionstätigkeit in Norduganda eröffnet. Der geistige, sittliche und religiöse Tiefstand der Eingeborenen setzte dem Eifer der Glaubensboten gewaltige Hindernisse entgegen. Die Sklavenjagden der Araber hatten die Bevölkerungsziffer stark herabgemindert und eine tiefe Abneigung gegen alle Fremden erzeugt. Als später die englischen Behörden sich genötigt sahen, viele Ansiedlungen im Niltale aufzuheben und an gesündere Orte zu verlegen, um den verheerenden Wirkungen der Schlafkrankheit Einhalt zu gebieten, wurden auch die Missionäre gezwungen, schon bestehende Stationen aufzugeben und anderswo Neugründungen vorzunehmen. Es kostete große Opfer an Zeit, Geld und Geduld, um dem Missionswerk eine feste Grundlage zu geben. Doch mit Gottes Gnade gewann die Missionsarbeit alljährlich an Ausdehnung und Tiefe. Die Hauptnegerstämme Nordugandas, die Madi, Acholi, Lagwari, Bari, Aluru und Latuka, besitzen Missionsmittelpunkte, die das Licht des Evangeliums in die heidnische Umwelt ausstrahlen. Es sind das die Missionsstationen Gulu, Kit-

gum, Arwa, Moyo, Ngai, Turit, Nju, Dpari und Nedschaf. Auch der zähe Wettbewerb der protestantischen Sekten vermochte den Fortschritt des katholischen Glaubens nicht aufzuhalten. Die bis zum Frühjahr 1922 erzielten Missionserfolge veranschaulicht nachstehendes Zahlenbild: 8 Hauptstationen, 8 Kirchen, 163 Kapellen, 5546 Katholiken, 410 Katechisten, 30.568 Taufbewerber, 1 Katechisten-schule, 24 Stations-schulen, 103 Katechismus-schulen, 6 weibliche Handarbeits-schulen, 1 Handwerker-schule, 3 Werkstätten, 3 Kinderasyle, 2 Waisenhäuser, 8 Greisenheime. Alle Hauptstationen besitzen eine angemessene Spital-einrichtung und eine Apotheke. In der Missionsdruckerei wurden bisher 25 Unterrichtsbücher in sechs verschiedenen Sprachen gedruckt. Allmonatlich werden von einigen Stationen Flugblätter in verschiedenen Sprachen herausgegeben. Ein Pater verfaßte eine große biblische Geschichte des Alten und Neuen Testaments, deren Drucklegung in hochherziger Weise die St.-Petrus-Claver-Sodalität in Rom besorgte.

Möge Gottes Segen auch fernerhin auf der Missionsarbeit in Norduganda ruhen!

Schillufrästel, die auch wir verstehen.

„Es ist ein himmelhoher Baum und hat doch keine Äste.“

Antwort: Die Rauchfäule, die sich oben wie eine Baumkrone erweitert.

„Es ist einer, der kennt nur Freude oder Furcht.“

Antwort: Der Hundeschwanz.

„Es enthält die zwei Besitze Gottes.“
Antwort: Der Laib Brot, denn oben ist er gewölbt wie der Himmel und unten flach wie die Erde.

„Ein kleines, unruhiges Mädchen liegt immer im Schatten.“

Antwort: Die Zunge in der Mundhöhle.



»Swok ref« — »Der königliche Hund«.

Von P. Bernhard Kohnen, Lul.



Auf Wunsch unseres hochwürdigsten Herrn Bischofs sollte ich mal das nördliche Schillukland — von Lul bis Kaka — bereisen, um einen geeigneten Platz für eine neue Missionsstation ausfindig zu machen. Wunter ging ich an die Arbeit, meine Karawane herzurichten. Zwei Esel: ein Reiteseel und ein Packeseel, und drei junge Burschen: zwei Christen und ein Katechumene, bildeten meine Reisegeellschaft. Eines Morgens ging's los, alle fröhlich und

(Bier) dazu. Dann brachte ich eine Klage vor. Ich hatte schon vor einigen Monaten von einem gewissen Jakwan eine Kalbin gekauft und ihm dafür 200 Piaster gegeben. Aber von dem Vieh hatte ich noch nichts gesehen. „D,“ sagte der König, „der Kerl war ja gerade hier.“ Er rief einen Burschen: „Geh und schau', ob der Jakwan noch da ist; er soll gleich herkommen!“ Bald darauf kam er und kauerte am Boden hin mit dem üblichen Gruß



Schwarze Schneidergesellen.

frisch auf. Doch zeigte sich bald, daß mein Reiteseel schon ein richtiger „Esel“ war. Ich kam nicht von der Stelle. Na, danke schön, dachte ich, da werden wir wohl einen Mondwechsel erleben, bevor wir Kaka erreichen. Aber es kam noch schöner. Bald legte sich der Esel einfach auf den Boden hin. Er tat das wiederholt. Da hört sich alles auf! Nun ist guter Rat teuer!

Nur langsam, Schritt für Schritt, hatten wir uns der königlichen Residenz genähert. Ja, Seine königliche Majestät muß ich besuchen. Wir sind Freunde. Da darf ich nicht vorüberreiten. Ein guter Gedanke fuhr mir durch den Kopf. Der König hat einen prächtigen Reiteseel . . . Ha, mal versuchen! Also, Jungens, hier wird eingekehrt. Wir werden dem König einen Besuch abstatten. Nach den üblichen Zeremonien nahmen wir einen Imbiß aus unserm Proviantfaß. Der König servierte Moga

„Wo“ (O Herr!). Dann fing der König feierlichen Tones an: „Kennst du diesen Mann da (auf mich zeigend)?“ Der andere: „Wo, ich kenne ihn, er ist von Lul!“ Der König: „Hast du nie etwas mit ihm zu tun gehabt?“

Der andere: „Ja, er hat mir mal in Lul Worte des Drahtes (Telegramm) gegeben, um sie in das Haus des Drahtes (Telegraphenamt) nach Kodok zu bringen und dann . . .“

Ich unterbrach ihn: „Schon gut; das ist alles in Ordnung, da fehlt nichts“. (Ich hatte ihn einmal mit einem Telegramm nach Kodok geschickt).

Hierauf der König: „Hast du dem Abuna vielleicht eine Kuh verkauft?“

Er: „Nein, aber der Tipo (ein Bursche in der Mission, der Handelsvermittler war) hat mir einmal 200 Piaster geliehen; ich sollte ihm dafür später mal einen Ochsen geben.“

Der König: „So! Woher hat denn der

200, ein Schilluk, so viel Geld? Und dann, 200 Piaſter iſt doch keine Summe für einen Dſſen, ſondern für eine Kuh. — Also höre, wenn du nicht bald dem Abuna eine Kalbin nach Zul bringſt oder ihm die 200 Piaſter zurückzahlſt, kommſt ins Loch. Verſtanden?!“

Der arme Sünder ſaß ganz zerknirſcht da und antwortete nur mit einem gedehnten: „Wo, Kunjwo!“ — (= Titel des Königs und heißt ſo viel als: ſchon recht, einverſtanden).

Er ging, wir waren allein. Da ſing ich an: „Majeſtät, Wo, höre mal, ich hätte noch eine Bitte an dich! Schau', ich muß jetzt nach Kaka reiſen, und mein Reiteſel iſt ſchon wirklich ein Eſel; ich komm' nicht weiter mit ihm. Wie wär's? Könnteſt du mir nicht deinen Reiteſel leihen, oder brauchſt du ihn?“

Der König, ſichtlich erfreut über meine Bitte, rief einen Burſchen herein und ſagte: „Nichtet den „Gwo!“ (das heißt Hund) her! Der Abuna brauchſt ihn.“ — Na, dachte ich, was iſt denn das? Ich brauch' doch den Eſel und keinen Hund.

Es dauerte nicht lange. Drei oder vier Mann führten den „Hund“ vor. Es war der weiße Reiteſel des Königs. Während er gefattelt wurde, mußten ihn alle Männer halten, ſo unbändig iſt der Hund. Der König gab mir noch ein paar Ermahnungen: „Abuna, paſſe auf, wo viele Riſſe im Boden ſind! Der Hund gibt nicht acht; der rennt drauf los und ſtrauchelt und du fliegeſt kopfüber herunter und dann . . . ah was! Es iſt ja eure Sache (nämlich das Reiten). Du wirſt dich ſchon auskennen.“ Ich ſchwang mich hinauf und ſchrie: „Loslaſſen!“ — Wenn nämlich der König reiſt, hat er immer zwei, drei Mann auf beiden Seiten, die halten und ſtützen und ſchieben. — Raum war der „Hund“ frei, ſchoß er dahin wie ein Renner. Im Nu war ich aus dem Geſichtskreis der Leute entſchwunden. Vom Halten keine Rede. Doch allmählich brachte ich ihn dahin, etwas vorſichtiger zu gehen, wo Spalten und Sprünge im Erdboden waren. Nur zu, du Hund! Bevor wir nach Kaka kommen, wirſt du ſchon ein wenig vernünftiger werden!

Der König hatte mir einen Mann mitgegeben, um mir die Hütte in der Reſidenz, die der König in Kodok hat, anzuweiſen. Dort ſollte ich übernachten. Doch, wo blieb meine Reiſegeſellſchaft? Die war ſicher zwei Stunden weit zurück. Wohin unterdeſſen? Der königliche Hund wußte es ganz genau. In vollem Ga-

lopp rannte er in die Reſidenz hinein und blieb neben der königlichen Hütte ſtehen. Da kam auch ſchon der alte Verwalter, Herr Akwoſwan, und übernahm den Hund. Eine uralte Königsfrau, Hüterin der königlichen Gemächer, brachte mir einen Liegeſtuhl. Darin konnte ich mich ſchön ausruhen. Später wies ſie mir die Hütte an, in der ich übernachten ſollte. Es lag da ein Stock am Boden. Sie ſagte zu mir: „Das iſt der Stock des Königs Kur (einer der früheren Könige). Daneben darſt du dich nicht hinlegen, denn ſonſt mußt du ſterben.“ — „Schon gut, Alte, iſt nicht ſo ſchlimm. König Kur wird mir nichts tun.“ Allein, um ſie nicht zu ſchrecken, richtete ich mein Lager auf der andern Seite her.

Nachdem ich meine Geſchäfte in Kodok (Regerungsſtation) abgemacht hatte, ſetzten wir am nächſten Morgen unſere Reiſe fort. Ich wollte bei der Karawane bleiben. Nicht dran zu denken. Der „königliche Hund“ zeigte ſich widerſpenſtig. Ritt ich hinten, dann trat er dem Vorgänger auf die Ferſen; ritt ich an der Spitze, war er nicht zu halten. Also lauf, du Eſel, Verzeihung! du Hund! Lauf! Wirſt ſchon müde werden. Unter einem ſchattigen Baume bei einem Dorfe ſattelte ich mittags ab, um meine Leute zu erwarten und einen kleinen Imbiß zu nehmen. Ein paar Datteln, einige Erbnüſſe, damit fertig. Mittaggeſſen ſtand nicht auf unſerm Reiſeplan. Da hieß es, den Riemen etwas enger ſchnallen. Wir reiſten hierauf weiter, bis wir unſer Tagesziel erreichten. Dann kochten die Burſchen eine gute Fleiſchſuppe mit dem, was wir unterwegs geſchossen hatten. Nun wurde tüchtig gegeſſen und ein Pfeiſchen geraucht. Nach gemeinſchaftlichem Rosenkranz und Abendgebet, von einem Chriſtenjungen vorgebetet, ſchliefen wir in Gottes Namen ein. Das war unſer täglicher Stundenplan.

Wir ſaßen einmal unter ſchattigen Bäumen. Ich ging ins Dorf, um Moga (Durrabier) zu ſuchen. „Bogon“ — „es iſt keine da.“ — „Gebt uns Waſſer!“ — „Bogon“ hier, „bogon“ dort. Was, ihr verweigert dem Wanderer ſogar Waſſer? Wo im Schillukland tut man das? „Gut,“ ſagte ich zu einer Frau, „hol' Waſſer, bekommeſt einen Piaſter.“ Sie ging. Da kommt ein frecher Kranich und ſetzt ſich gerade neben uns hin. Ha, das gibt eine gute Abendſuppe. Ich greiſe zum Gewehr, es kracht — poßtaufend! Vor ihm in den Boden hinein. Maje-

statisch, obschon etwas eilig, erhebt sich der Kranich: Waak, Uaak und davon. Die Abend-suppe ist pfutsch, die Weidmannshehre ist pfutsch. — Nein, das geht nicht. Drüben im Felde sitzen noch ein paar. Also, auf gut Glück. Ich komme mit zweien zurück. Jetzt rennt jung und alt aus dem Dorf und schreit: „Gib mir einen Flügel!“ — Flügel sind hier zu Lande sehr gesucht zum Abfächeln der unzähligen Stechmücken.

So, das Wasser soll man bei euch kaufen und die Flügel wollt ihr erbetteln? Nichts da, jeder Flügel kostet einen Piaster. Nun ging ein endloses Betteln los unter allen möglichen Titeln, wie es nur Schilluk verstehen. Da wurde es meinen Burschen auch zu dumm; denn sie waren erboht, daß man dem müden Wanderer Wasser verweigert hatte. Das ist schon ein bischen grob auch im Schilluklande. Sie fingen an, den Bettlern mal die Wahrheit zu sagen: „Nein, kein Flügel wird hergegeben; wir brauchen sie, um damit weiter drüben Wasser zu kaufen, das man nur in dieser Gegend kaufen muß, sonst nirgends im Schilluklande“. Unterdessen kam die Frau mit Wasser. Statt des Piasters erhielt sie einen Flügel und war hoch erfreut darüber. Nachdem wir einige Datteln und Erdnüsse gegessen und eine Kürbischale Milchwasser dazu getrunken hatten, ging's wieder weiter.

Ofters begegneten uns Leute: „O, schaut's mal! gwok ret — der königliche Hund!“ — Da fragte ich meine Burschen: „Warum sagt

man denn immer: Gwok ret und nicht adero (Esel?)“

„Ja, Pater, der König ist doch groß; er ist ein berühmter Mann; so paßt es sich doch nicht, daß man sagt: Adero. Das ist doch gemein und ungeziemend. Darum sagt man zu seinem Esel: Gwok (Hund)!“

Ah so, Majestätsbeleidigung! Da der königliche Hund, ein prächtiger Schimmel, im ganzen Land so ziemlich bekannt ist, so wurde ich fast überall freundlich aufgenommen, wenn nicht ich, so doch der königliche Hund. An die Häuptlinge, bei denen ich abstieg, war der königliche Befehl ergangen, dem Hund abends Korn zu geben und ihn in der Früh zu waschen. Das war ja nett, so hatte ich mit dem Hund keine Sorgen.

In Detwok, wo ich übernachtete, fand ich einen alten Freund, der früher auf der Mission gewesen und außer sich vor Freuden war, mich wiederzusehen. In der Früh bei der Abreise packte er den Hund am Bügel, um mich ein Stück Weges zu begleiten. Der Hund protestierte heftig. Ich sah, daß es schiefgehe. Drum schrie ich: „Laß aus und laß ihn laufen?“

„Nein, Abuna, du bist doch ein großer Herr, und den begleitet man ein Stück.“

Raum waren wir aber aus dem Dorf draußen, strachelte der königliche Hund und da lag er im Dr. . . , und der „große Herr“ flog kopf-über hinein. Mein Freund stand verdutzt daneben, doch schwang ich mich wieder in den Sattel, und fort ging's. Mein Freund kehrte zurück. (Schluß folgt.)

Charaktereigenschaften der Araber Kordofans.

Von P. Otto Kubler.

Abneigung gegen alles Fremde.

Wenn die Araber von der Steppe heraus an einen größeren Ort gelangen, kommt ihnen die Welt gar wunderbarlich vor. Was ihnen zunächst auffällt, ist die Verschiedenheit der Wohnungen. Sie selbst haben als Behausung eine geräumige Strohütte von runder Gestalt mit kegelförmigem Strohdach, das von der Ferne gesehen, einem gewaltigen Bienenkorb ähnlich ist. An großen Orten dagegen sehen sie Häuser von viereckiger Gestalt mit flachem Dache und Mauern aus Erdziegeln. Was ist das doch für eine Absonderlichkeit, meinen sie! O wie ist doch solch eine Bauart unpraktisch und lebens-

gefährlich! Wenn es fest regnet, brauchen wir in der Steppe wegen unserer Hütten keine Furcht zu haben. Gibt auch der Unterbau derselben nach und stürzt das Dach ein, so kommt niemand von uns ums Leben, denn unsere Dächer sind kegelförmig und fallen uns nicht auf den Kopf. Wenn aber diese Häuser da einfallen, so müssen die Insassen derselben entweder von den hohen Erdmauern erdrückt oder unter dem flachen Dache zerquetscht werden. Sind aber diese Mauern überhaupt auch fest? Kameraden, kommt und probieren wir einmal, sagen sie zueinander, und stemmen sich tüchtig gegen die Mauern, um zu sehen, ob sie nach-

geben. Diese bleiben jedoch unbeweglich. Macht nichts, sagen sie. Was wir nicht fertigbringen, wird schon der Regen tun. — Da und dort sehen sie ein weißgetünchtes Haus. Das ist Zucker, meinen die unwissenden Steppensöhne. Seht, wie diese Leute viel Zucker haben! Sie schmieren ihn sogar auf die Außenwände ihrer Häuser. Und die naschhaften Kinder der Wildnis schlecken ohnweiters daran. Plötzlich verzerrt sie das Gesicht. Zum Teufel! rufen sie aus, das schmeckt ja ganz anders als Zucker. Was ist das für ein Zeug, das die boshafte Heiden auf ihre Mauern geklebt haben! Und sie wischen sich die Zunge an ihren schmutzigen Kleidern ab. Auch sonst erblicken sie am großen Orte allerhand verschiedene Einrichtungen und finden vor Staunen keine Worte. Sie können sich keine Erklärung davon geben und jagen am Ende: das haben die Fremden mit dem Beistande des Teufels fertiggebracht.

Vorliebe für die heimische Lebensart.

Die Araber der Steppe beurteilen zwar Dinge, die sie nie gesehen haben, auf eine tölpelhafte Art. Jedoch, sie sind gute Beobachter und begreifen sofort die Schattenseiten und Nachteile der modernen Lebensweise. Allgemein fällt es ihnen auf, wie die Bewohner der größeren Orte immer Gegenstände gebrauchen, die sie von anderswoher bezogen haben. So zum Beispiel ist der Fremde aus einem Teller und trinkt aus einem Glase, Geräthe, die er sich gekauft hat und die zerbrechlich sind. Der Araber dagegen ist aus einem hölzernen Becken, das aus dem Stamme eines einheimischen Baumes gefertigt wurde; zum Trinken bedient er sich der Schale einer Kürbisfrucht, die auf seinem eigenen Feld gewachsen ist. — Der Fremde verwahrt flüssige Stoffe wie Öl, Fett u. dgl. in Gefäßen, die er hat kaufen müssen. Der Araber verwendet dazu Straußeneier, die er in der Steppe gefunden und an deren Inhalt er sich vorher gesättigt hat, und sie eignen sich ganz gut zu diesem Zwecke. — Jener trägt in der Tasche eine Gelbbörse, die fremden Ländern entstammt. Dieser dagegen zieht gerne Nutzen aus dem buntgefleckten Pelze eines kleinen Raubtieres, etwa von der Größe einer Ratte, um sich einen Geldbeutel herzustellen. Er selbst hat das Tier gefangen und sein Fleisch verspeist. Dieses Pelzfäckchen kostet nichts; es ist zäh; geräumig genug, um manche blanken Taler zu fassen, und überdies von recht

hübschem Aussehen. — Der Fremde kauft sich sein Schuhwerk für teures Geld. Der Eingeborene verfertigt sich seine Sandalen, die er an den Füßen trägt, selbst, entweder aus der Haut eines geschlachteten Tieres oder aus Schilfgras. — Ersterer muß sich bei Gelegenheit einer Reise einen Esel nebst einem bequemen Sattel kaufen. Wenn letzterer sich auf Reisen begibt, gebraucht er als Reittier irgendein Kamel oder einen Ochsen von seiner Herde. Er näht sich selbst einen Sattel aus Stroh, reitet oft auch ohne ihn und gelangt ebenfalls zu seinem Ziele.

Die Araber der Steppe sind stolz darauf, daß sie sich in all ihren Lebensbedürfnissen selber zu helfen wissen und reden geringschätzig über die Bewohner des großen Ortes, denen diese Eigenschaft ganz und gar abgeht und die sich dazu noch unnötige Bedürfnisse schaffen. — Es wird gelacht und gespottet über den Fremdling, der seine Kleider anderen Leuten zum Nähen und zum Waschen gibt. Man macht sich lustig über den Beamten, der in den schmählichen Schanita, das heißt Hofen, einhergeht, sich eine wichtige Miene gibt und sich beim Reden eine eigentümliche Aussprache aneignet, wie wenn er nicht von arabischer Abkunft wäre, dem die einheimischen Getränke nicht gut genug sind, und der deshalb fremdländischen Schnaps trinkt, bei all dem leere Taschen hat und bis über den Kopf in den Schulden steckt. — Irgend einmal äußern sie sich so auch Fremden gegenüber. Da redete eines Tages ein Araber zu einem ausländischen Kaufmann: „Ihr seid doch unbeholfene Leute. Ihr könnet nicht leben, ohne beständig mit der Hand zur Tasche zu greifen. Da sind wir Araber weit besser daran. Bei uns ist jedermann sein eigener Schreiner, Schuster, Sattler. Alles was wir brauchen, stellen wir mit unseren eigenen Händen her und ersparen dabei das Geld.“

Sparfina der Wüstensöhne.

Die Sparsamkeit beim Bestreiten der Ausgaben für die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse ist dem Araber zur zweiten Natur geworden. Er tut es fast triebmäßig. Der Arme spart und der Reiche ebenfalls. Schlecht gekleidet einhergehen ist für sie nichts Unanständiges. Die alten Kleider müssen getragen werden, bis kein brauchbarer Faden mehr an ihnen ist. Gute Kleider werden sorgfältig aufbewahrt für besondere Gelegenheiten. — Da hat zum Beispiel

ein Fremder eine lange Landreise zu unternehmen und sucht nach einem Beduinen, der ihn mit seinen Kamelen zum erwünschten Ziele befördert und findet ihn auch. Der Mann scheint zu den Allerärmsten zu gehören. Nur spärliche alte Lumpen bedecken seine von der Sonne verbrannten Glieder. Der Reisende schaut ihn mitleidvoll an. O wie schlecht ist der daran, sagt er zu sich selbst! Jedoch des Reisenden Diener ist ganz anderer Meinung. Der Reisende hat bald das Herz des Kamelreiters gewonnen, und beide unterhalten sich in vertraulichem Gespräch. Er bekommt zu erfahren, daß der Beduine mit seinen zerlumpten Kleidern drei Frauen hat und eine gute Anzahl von Kamelen, Schafen und Ziegen sein eigen nennt. Und was fängt er mit dem Gelde an? Er vergräbt es entweder, oder verschafft sich damit Silberschmuck für die letzte Frau, die er vor kurzem geheiratet hat. — Auf dem Marktplatz bietet sich besonders Gelegenheit, den Charakter dieser Leute zu beobachten. Da läuft ein kauflustiger Beduine herum und hat endlich den erwünschten Gegenstand gefunden. Er handelt mit dem Kaufmann um den Preis der Ware. Schon eine geraume Zeit sitzt er da und hat sich immer noch nicht verständigen können, denn er will eine halbe Piafter ersparen. Irgend jemand, der den Mann und dessen Verhältnisse kennt und die Szene beobachtet hat, kommt herbei und schreit ihn unwillig an: Du alter Geizhals, du besitzest 800 Ochsen, abgesehen von den Kühen und dem Kleinvieh, und schämest dich nicht wegen einer halben Piafter zu schwächern? Der Araber hat nun einmal die Gewohnheit, die Preise herabzudrücken, um etwas zu ersparen, trotzdem er ein reicher Mann ist. Das Geld zu gebrauchen, um damit ein bequemes Leben zu führen, scheint ihm ein Verstoß gegen die alten, löblichen Sitten der Vorfäter zu sein. Irdische Güter sollen nur gebraucht werden, um sich von Zeit zu Zeit damit einen Genuß zu leisten, wie bei Hochzeiten, Geburten und ähnlichen Ereignissen.

Abhärtung.

Noch in einer anderen Sache halten sich die Araber den Fremden überlegen, nämlich im Ertragen von Hunger, Durst, Hitze und Müdigkeit. Der Araber hält es ohne besondere Schwierigkeit einen ganzen Tag lang aus, ohne weder Speise noch Trank zu nehmen.

Wenn es gerade sein muß, geht er in den Wintermonaten vom Morgen bis zum Abend ununterbrochen weiter. Die Sonne ist im Winter dort etwa gerade so heiß, wie in der gemäßigten Zone im Sommer und schadet ihm durchaus nicht. — Wenn er sich zur Ruhe niederläßt, ist er mitunter durrah- oder dochn-Korn, im Wasser aufgeweicht; sonst ist er es auch hart, gerade so wie seine Lasttiere. — Nachdem er sich ausgeruht hat, fühlt er sich wieder frisch und munter und kann mit dieser Lebensweise tagelang fortfahren. Er ist stolz darauf, daß kein Fremder ihn hierin nachahmen kann. — Wie Europäer sich rühmen, wenn sie bei einem Sport, zum Beispiel beim Fußball gewonnen haben, ebenso halten es die Araber für rühmlich, eine recht anstrengende Reise zurückgelegt zu haben. — Eines der Hauptprodukte Kordofans ist der Gummi. Er wird im Innern des Landes von den Bäumen gewonnen. Vor etlichen Jahren, als es in Kordofan noch keine Eisenbahn gab, wurde sämtlicher Gummi auf Kamelen nach El-Duem am Weißen Nil befördert und daselbst auf Schiffe verladen. Der ganze Transport geschah durch die Araber. Diese stellten dazu sich und ihre Kamele zur Verfügung und traten in Karawanen von fünf und auch mehr Männern die Reise von El-Obeid in Innerkordofan zum Nil an. Sie hatten unter anderm eine 48 Meilen lange, wasserlose Hochebene zu durchziehen. Mit müden Tieren gelangte die Gesellschaft, nachdem sie vom letzten Brunnen aus einmal Halt gemacht hatte, zu einem Berge auf der Hochebene, namens Schuëh, wo sie sich unter dem dürftigen Schatten von Bäumchen ausruhte. Es war gerade die heißeste Jahreszeit. Die Leute nahmen Speise und Trank zu sich, und nachdem sie sich erholt hatten, lösten sich ihre Zungen. Jedweder von ihnen wollte der Tüchtigste sein. Da rief einer aus: „Ich übertreffe euch alle an Leistungsfähigkeit. Ich komme in einem einzigen Marsch mit meinen beladenen Kamelen zum nächsten Brunnen hin. Dieser ist wohl 27 Meilen entfernt.“ „Du bist ein Prahlhans,“ fallen ihm die anderen ins Wort. „Das ist unmöglich; so was können deine Kamele nicht aushalten.“ „Ich werde es euch beweisen,“ erwiderte ärgerlich der erstere. Wichtig legte er die gewaltige Strecke auf einmal zurück. Er war allerdings für ein paar Wochen unfähig zu weiterer Arbeit. Seine Kamele waren aus Überanstrengung ganz erschöpft, aber das

machte ihm nichts; denn er hatte die Genugthuung, eine große That vollbracht zu haben und rühmte sich ihrer.

Mangel an Reinlichkeit.

Was Beschäftigung anbelangt, obliegt der Frau die Hausarbeit. Morgens in aller Frühe, wenn noch die Sterne am Himmel stehen, mahlt sie schon das Durrah-Korn für das Frühstück und singt dabei. Sie holt Brennholz aus der Steppe, schöpft Wasser am Brunnen oder aus den Baobabbäumen, kocht, braut das Merißabier, verfertigt Decken aus Schafwolle und allerhand Flechtarbeiten, wie Körbe, Strohmatte usw. und hilft dem Manne wacker bei der Feldarbeit. — Eine Nadel rührt die Araberfrau Kordofans nicht an. Ist ihr Kleid zerissen, so zieht sie es aus und überreicht es ihrem Eheherrn. Mann, flic' mir mein Kleid, sagt sie zu ihm. Dieser nimmt die Nadel in die Hand, macht sich an die Arbeit, und seine Ehehälfte schaut ihm gemüthlich zu. — Einheimische Weiber zu Nahud sehen mitunter die Frauen der fremden Kaufleute mit Nähen beschäftigt. Sie wundern sich darüber und sagen: „Wieso? Ihr nähet? Warum nähenn denn eure Männer nicht? Hier zu Lande gibt sich keine Frau mit Nähen ab.“ — Ebenjowenig verfertigen und reinigen sie Kleider. Auch das fällt dem Manne zu. — In Kordofan unterscheidet man genau zwischen dem Waschen und dem Reinigen. Die Kleider müssen von Zeit zu Zeit gereinigt werden wegen der Kleiderläuse, die bei der frischen Jahreszeit auftreten. — Der Araberfrau kann gerade nicht besondere Empfindlichkeit nachgeredet werden. Um ein paar Läuse kümmert sie sich nicht. Diese nehmen aber zu, und die Frau juckt und kratzt sich. Endlich haben die Läuse so überhandgenommen, daß die Frau des Kratzens müde wird. Sie zieht ihr Kleid aus, wirft es ihrem Manne hin und sagt zu ihm: „Mann, laus es ab!“ Der beglückte Eheherr nimmt das verlauste Kleid,

breitet es auf dem Erdboden aus, dort wo der Sand recht heiß ist, legt auf die Ränder etliche Steine, damit der Wind es nicht forttrage und läßt es stundenlang liegen, bis das lästige Ungeziefer unter dem Einfluß des brennenden Sandes und der heißen Sonnenstrahlen verendet. — Nun gilt das Kleid als gereinigt, und die Frau zieht es wieder an. Gewaschen werden die Kleider selten.

Nach verrichteter Arbeit versammeln sich die Frauen zu vertraulichem Geplauder, fangen sich gegenseitig die Kopfläuse und spielen an ihren langen mit Henna rot gefärbten Fingernägeln. Es gilt nämlich für schön bei Weibern, recht lange Nägel zu haben. Diese tun den Dienst von kleinen Löffelchen, denn damit streuen die Weiber Salz und Pfeffer auf die Speifen. Überdies sind sie eine vorzügliche Waffe. Wenn das Weibervolk unter sich in Streit gerät, verkrachen sie sich gegenseitig auf ganz gehörige Weise. — Nachdem die Fingernägel recht lange geworden sind, zersplintern sie, bleiben an den Kleidern hängen und werden lästig. Man schneidet sie ab und läßt sie wieder wachsen. Abends geben sich die Weiber mit der Toilette ab. Sie reiben sich mit Fett oder Öl ein und machen sich von Zeit zu Zeit die Haarfrisur. Dort zu Lande ist es unter dem weiblichen Geschlechte Sitte, sich das Haupthaar in vielen kleinen Zöpfchen zusammenzuflechten. Nach Verlauf eines Monats oder auch länger werden sie wieder aufgelöst, wozu man sich eines spigen Stäbchens bedient. Es ist meistens aus gewöhnlichem Holze verfertigt. Wohlhabendere Leute verwenden auch Elfenbein oder Sandelholz. — Bei der Haarfrisur sind die Frauen in der Regel einander behilflich. Alle anstrengenden Beschäftigungen fallen dem Manne zu. So, ein guter Teil der Feldarbeit, die Viehzucht, die Jagd, das Fällen von Bäumen, der Bau von Hütten, die Führung der Karawanen usw.

(Schluß folgt.)

Durch Sand, Sumpf und Wald.

Missionsreisen in Zentralafrika. Von Bischof Franz Xaver Seyer.

In diesem prächtigen Reisebuch schildert der hochwürdigste Verfasser seine vielen interessanten Fahrten und Wanderungen im schwarzen Erdteil. An 400 Abbildungen zieren das großangelegte, für die Missionsgeschichte der Nilländer bedeutungsvolle Werk. Alle Negerstämme jener weiten Gebiete mit ihren fremd-

artigen Sitten und Gebräuchen ziehen in buntem Wechsel am Blick des Lesers vorüber. Meisterhafte Schilderungen der afrikanischen Tier- und Pflanzenwelt finden sich auf jeder Seite. Wir empfehlen die Anschaffung dieses Buches allen Missionsfreunden, namentlich den Instituten und Vereinen. Es kann vom Verlag Herder zu Freiburg im Breisgau durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis 24 Mark. (Preisänderung vorbehalten.)

Löwenplage in Norduganda.

Aus Moyo berichtet ein Missionär:

Wir könnten das verfloffene Jahr als „Löwenjahr“ bezeichnen. Wiederholt wagte der König der Tiere Überfälle auf Menschen und Vieh. Am Weihnachtsabend griff ein Löwe die beiden Flurwächter an, während sie vor ihrer Hütte das Abendessen einnahmen. Er biß dem einen von ihnen das linke Ohr ab, riß ihm die Kopfhaut weg und zerkrachte ihm den ganzen Rücken. Ohne Zweifel hätte das Raubtier sein Opfer getötet, wenn nicht der andere Wächter mit seinen zwei Lanzen furchtlos und geistesgegenwärtig dem Löwen zu Leibe gerückt wäre, worauf dieser die Flucht ergriff, in einen Stall einbrach und zwei Kühe zerriß. Am nächsten Morgen wurde der Verunglückte in unsere Missionsstation gebracht, wo wir ihm alle Hilfe angebeihen ließen, soweit es in Innerafrika möglich ist. Gottlob, heilten alle Wunden rascher, als wir dachten.

Nach Weihnachten mußte ich eine zwanzigtägige Missionsreise antreten, um unsere Katechistenposten auf dem rechten Nilufer zu besuchen. Ich gestehe, daß mich manchmal Angst befiel, wenn das Gebrüll der Löwen an mein Ohr drang, was fast täglich der Fall war. In Palore befand ich mich eben im Gespräch mit den Neugebauten, als in einer Entfernung von kaum hundert Schritten ein Löwe seine mächtige Stimme ertönen ließ. Sogleich steckten die Neger das manns hohe Gras in Brand. Eine Weile später vernahmen wir aus dem Talgrund das zornige Brüllen des abziehenden Feindes.

Zu Boroli hatte kurz vor meiner Ankunft ein Löwe sich eine Kuh von der Weide geholt. Die Burschen des Ortes verfolgten die Spuren des Raubtieres und trafen es in seinem Lager an einem kleinen Bache. Ein glücklich geführter Lanzenstoß machte dem Leben des Gewaltigen ein Ende. Man zeigte mir das prächtige, kostbare Fell.

In Druwi trieben die Jäger eine Löwin mit ihren zwei Jungen auf. Während die Alte heil entkam, mußten die Löwchen ihre Felle opfern. Eines davon gehört unserm Katechisten Theodor, der erfolgreich den ersten Lanzenwurf tat.

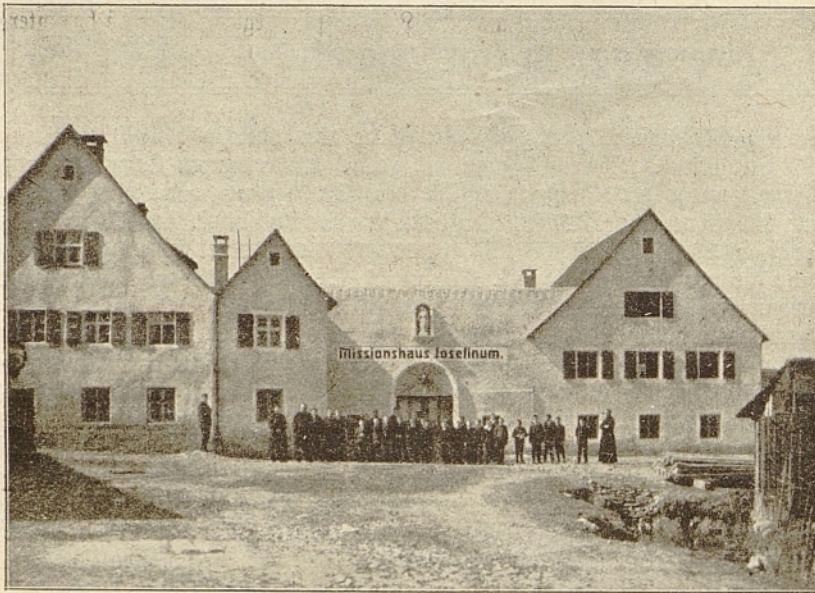
Bei meinem Aufenthalt in Adropi zeigten mir die Leute den Platz, auf dem ein Löwe mit einem Wildschwein einen Zweikampf aus-

gefochten hatte. Er endete mit tödlichem Ausgang für beide. Lüstern nach Schweinefleisch verfolgte der Löwe einen großen Eber, der in einer Erdhöhle Schutz suchte. Der Löwe legte sich sprungbereit vor dem Eingang nieder. Nach einigen Stunden unternahm der Eber einen verzweifelten Ausfall und bohrte seine Hauer in den Bauch des Löwen. Es entspann sich ein fürchterlicher Kampf, wie man aus der weiten Fläche des niedergewälzten Grases ersehen konnte. Offenbar versuchte der Eber zu fliehen. Umsonst. Beide Gegner blieben als Leichen auf der Walfstatt liegen, nur wenige Meter voneinander entfernt. Zahlreiche Nasgeier, die am folgenden Tage dort herabstießen, verrieten den Bewohnern der nächsten Ortschaft den Schauplatz des Kampfes.

Das ärgste Mißgeschick traf jedoch meinen Freund Agor in Pakele. Er ist ein schlanker, schön gewachsener Madibursche von 25 Jahren. Schon seit geraumer Zeit machte er alle Anstrengungen, in den Besitz von zwei Kühen zu gelangen, um sich dafür eine Frau zu kaufen.

Es schien aber, als wollte ein Löwe um jeden Preis den Heiratsplan vereiteln. Sooft Agor eine Kuh im Stalle hatte, kam der Unhold und schleppte sie weg. Das geschah dreimal. Da riß dem guten Agor die Geduld und er sprach: „Entweder sterbe ich und dann brauche ich nicht mehr ans Heiraten zu denken, oder der Löwe zahlt mir mit seiner Haut, die eine Kuh aufwiegt.“

Als die Männer des Dorfes von Agors Entschluß hörten, sein Leben auf der Löwenjagd einzusetzen, machten sich alle erbötig, ihn zu begleiten. Allein Agor gab zur Antwort: „Euer Rat ist ein schlechter Rat. Denn stirbt einer von euch auf der Jagd, so muß ich den Eltern oder Angehörigen des Verunglückten fünf Kühe zahlen und komme folglich mein Leben lang zu keiner Frau. Nein, ich will selbst den Löwen angehen und mit ihm ringen.“ Gefagt, getan. Er nahm drei spitze Lanzen und begab sich in den Wald, begleitet von seinem Bruder und fünf Burschen, die sich ihm freiwillig angeschlossen. Bald entdeckten sie die Fährte des Löwen und trieben ihn auf. Die Bestie witterte die Gefahr, floh und nahm die Richtung gegen den Fluß zu. Agor und seine Be-



Unser Missionskonvikt in Schrezheim (Nordseite).
An der Südseite des Hauses wurde inzwischen ein Neubau ausgeführt.

gleiter jagten hinter dem fliehenden Löwen drein bis zum Nilufer, wo sie am Abend ermüdet und entkräftet anlangten. Agor war seinen Freunden eine kurze Wegstrecke vorausgeeilt und traf zuerst am Ufer ein. Da warf sich ihm der Löwe entgegen. Mit dem Mute der Verzweiflung nahm Agor den ersehnten Kampf auf und schleuderte seine Lanze auf den verhassten Feind. Es folgte ein unbeschreiblicher, wuterfüllter Kampf. Der Löwe bearbeitete mit seinen Zähnen und Krallen den armen Agor in der fürchterlichsten Weise. Zwei von den Begleitern Agors ergriffen den Löwen am Schwanz, um ihn von Agor wegzureißen, während zwei andere in entgegengesetzter Richtung an Agor zogen und die übrigen zwei Freunde eine Lanze nach der anderen der Bestie in das Fleisch setzten und dann mit Stöcken auf sie loshieban. Agor schrie, der Löwe brüllte. Endlich ließ das Raubtier von seinem Opfer ab und brach blutüberströmt zusammen. Ein letztes Brüllen, ein letztes Köcheln, und der Löwe verendete in seinem und Agors Blut. Der Arme gab kaum noch ein Lebenszeichen von sich. Was sollten seine Freunde nun beginnen? Sie waren von den Aufregungen der Jagd, von Hunger und Durst entkräftet und sechs Stunden vom Dorfe entfernt. Agor war schwer. Sie konnten nicht daran denken, den

anscheinend Sterbenden nach Hause zu tragen. Man beschloß daher, daß vier Mann bei Agor Wache halten und zwei in das Dorf eilen sollten, um Hilfe zu bringen. Als die Schreckensbotschaft sich im Dorfe verbreitete, eilten beim ersten Morgengrauen alle Männer in den Wald, an ihrer Spitze der einheimische Arzt mit seinen Arzneien und einfachen Werkzeugen.

Unterdessen hatten die vier Wächter Agors Wunden

mit Baumrinde verbunden, um eine Verblutung zu verhindern und ihm Wasser gegeben, worauf sich sein Zustand besserte. Als die Dorfbewohner an der Unfallstelle eintrafen und Agor in halbseitiger Stellung erblickten, verwandelte sich das Klagegetöse in Freudengejohle. Man bettete den Verwundeten auf eine Trage aus Bambusstäben, zog hierauf dem Löwen das Fell ab und verteilte das Fleisch, von dem eine große Menge noch an Ort und Stelle roh verzehrt wurde. Unter Siegesgeschrei und Tanz kehrte man ins Dorf zurück, wo der Duackjalber sogleich die notwendige Operation vornahm. Nach Entfernung der Baumrinden fand man, daß der Löwe dem mutigen Jäger die Brust aufgerissen hatte. Eine Rippe war gebrochen und der untere Kinnbacken zermalm. Der Duackjalber wusch die Wunden aus und legte Pflaster darauf. Unter dem Kinn schnitt er mit seinem Messer eine breite Wunde, fuhr mit zwei Fingern hinein und zog die Knochenplitter heraus. Dann reinigte er die Wunde vorsichtig und behandelte sie mit Pflaster und Salben, um eine Krebsbildung zu verhindern. Merkwürdig, die Operation gelang vorzüglich, und der Patient ist fast ganz geheilt. Schon damals, als ich ihn besuchte, war er vollständig außer Lebensgefahr.

In früheren Jahren kam es viel seltener vor, daß Löwen in die Dörfer einbrachen, weil sie die Einöden, Gebirge und Wälder bewohnen. Allein die seit zwei Jahren herrschende Trockenheit und Dürre veranlaßte das Raubwild und

auch die Löwen, sich gegen den Fluß herunterzuziehen.

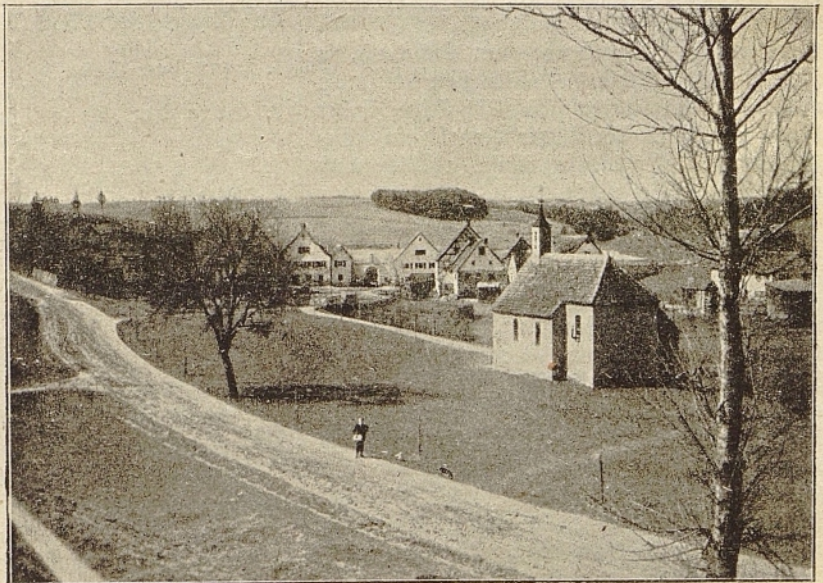
Wir Missionäre vertrauen auf den besonderen Schutz Gottes und seiner Engel. Bis jetzt hatten wir noch keinen einzigen Unfall zu beklagen.

Jenseits der Missions-Jubiläumsfeiern des Jahres 1922.

Die glänzenden Jubiläumsfeiern, die das dritte Zentenarium der Propaganda und das erste Zentenarium des Vereins der Glaubensverbreitung hervorrief, sind vorüber. Die großen Tagungen von Rom, Einsiedeln, München, Aachen, Utrecht werden ihren Teilnehmern unvergeßlich bleiben. Nun gilt es, die Eindrücke in die Tat umzusetzen und in stiller, treuer Arbeit Missionsfürsorge zu üben. Stimmungen des Pessimismus, wie sie zeitweilig einen Teil der deutschen Missionsfreunde zu befallen drohten, haben heute keine Berechtigung mehr. Es fehlt den meisten deutschen Missionsgesellschaften nicht an Arbeitsfeldern, wie schlecht Unterrichtete immer noch glauben, sondern an Arbeitskräften. Sofort könnten viele Hunderte von Missionaren und Schwestern in die auswärtigen Missionen gesandt werden, wenn unsere Missionshäuser nur über solche Kräfte verfügten. Darum ist für die deutschen Katholiken eine der dringendsten Missionsaufgaben der Gegenwart die Erhaltung unserer blühenden deutschen Missionsseminare. Für sie ein Opfer zu bringen, ihnen Studienstiftungen zuzuwenden, ihre Zeitschriften und Missionskalender zu unterstützen, ist das Missionsgebot der Stunde. Daneben müssen

die großen Missionsvereine in Blüte bleiben, da unsere deutschen Missionen durch ihre Vermittlung die unumgänglich notwendige ausländische Valuta erhalten. Wer jedoch den Missionen Gaben in deutscher oder österreichischer Valuta zuwendet, braucht keine Valutaverluste zu befürchten, da diese Gelder im Inlande zur Anschaffung der nötigsten Materialien für die Missionen sowie für die Ausrüstung der Missionare und Schwestern Verwendung finden. Den wichtigsten Dienst aber leisten der Kirche und der Mission die Familien, die der Gewinnucht und Vergnügungsucht unserer Tage keinen Tribut zahlen, die christliche Zucht und Sitte hochhalten, so daß sie den fruchtbaren Nährboden bilden, auf dem echte Missionsberufe erwachsen.

(„Missions- und Auslands-Korrespondenz“.)



Schreßheim bei Ellwangen.

Missionsrubrik für die Jugend.

Von P. Jakob Lehr, Rektor.

Die Dichtkunst der Schilluk.

Die Dichtkunst gehört zu den sogenannten schönen Künsten. Ihr nächster Zweck ist, eine angenehme Einwirkung auf unser Schönheitsgefühl hervorzubringen. Da sie sich aber nicht an die äußeren Sinne wendet wie zum Beispiel die Malerei, sondern an unsere Phantasie, so steht sie dem Menschen und besonders der Jugend viel näher als die anderen schönen Künste. Neben ihrer Schwester, der Musik, ist sie die einzige Kunst, die den Menschen aller Rassen zueigen ist. Wenn ich daher unter dieser Rubrik etwas über die Poesie der Schilluk erzähle, so glaube ich nicht, auf der Jugend fremden Pfaden zu wandeln. Denn in welchem Alter wäre die Phantasie mehr Herrin der Menschen als gerade im Lenz und Vorfrömmmer des Lebens? Vergoldet sie nicht die sonnigen Tage der Freude? Deckt sie nicht einen sanften Schleier auf die trüben Stunden der Trauer? Wer hätte im pochenden Drange, ob nun im glänzenden Glück oder wilden Weh, des Sängers Harfe noch nicht berührt und wenigstens Herz auf Schmerz gereimt? Aber halt! — Da stehen wir schon im vollen Gegensatz zur Dichtkunst der Schilluk. Sprechen wir von Poesie oder Dichtkunst, so schwebt uns sofort das Gebilde von Reimen vor. Man hat uns ja schon als kleine Kinder daran gewöhnt. Wenn wir damals ein „Gedichtchen“ aussagten, so reimte es sich auch immer. Zum Beispiel:

Wo ich bin und was ich tu'
Sieht mir Gott, mein Vater, zu.

Etwas wußten wir damals allerdings noch nicht. Viele jener „Verschen“ waren gar keine Gedichte, sondern nur Reime als ergiebige Nachhilfe des Gedächtnisses. Reime machen ebensowenig ein Gedicht wie Kleider Leute. Wären Reime zu einem Gedicht unbedingt notwendig, so gäbe es bei den Schilluk keine Dichtkunst. Denn der Schilluk kennt keinen Reim — weder am Anfang, noch in der Mitte, noch am Ende des Wortes oder Verses. Er singt also auch nicht von Lenz und Lust und Liebe, von

Wein und Weib, von Herzen und Schmerzen.

Der Schilluk kennt schon deshalb keinen Reim, weil er seine Gedichte nicht in Versen aufbaut wie wir. Bei uns hat der Reim nicht nur den Zweck des Wohlklanges und Wohlklanges, sondern er schließt auch durch den Gleichklang die entsprechenden Verse zusammen. Der Schilluk bedient sich zu diesem Ende nicht der Laute, sondern der Begriffe. Er drückt einfach den Gedanken des ersten Verses durch einen ähnlichen Gedanken im zweiten Verse aus. Bekannt ist uns ja allen dieser Vorgang aus der Heiligen Schrift. Denken wir nur einmal an das erste Verspaar des Magnifikats:

1. Hoch preiset den Herrn, meine Seele,
2. Und es frohlocket mein Geist in Gott,
meinem Heiland.

Hier entsprechen sich: preisen und frohlocken, Herr und Gott, mein Heiland, Seele und Geist. Der zweite Vers besagt im Grunde dasselbe wie der erste, nur von einem andern Gesichtspunkt aus.

Vergleichen wir damit zunächst zwei Liedchen, wie sie im vorigen Jahrgang des „Stern der Neger“, S. 62 u. 29, angeführt wurden:

1. Herr der Erde bin ich, besiegt liegt
die Welt mir zu Füßen.
2. Herr der Erde bin ich, bezwungen
liegt alles darnieder.

Hier ist in jedem Vers der erste Teil ganz gleich und nur der zweite Halbvers etwas verschieden geformt, aber der Sinn ist ebenfalls ganz derselbe. Oder:

1. O du unsere Ahnfrau, Tochter der Ido,
2. O liebe Ahnfrau Nyikaya!
3. Wir bitten dich, die Erde ist unfruchtbar,
4. Wir bitten dich bei deiner Wohnung
am Ufer.

Vers 1 und 2 enthalten nur Titel derselben Person.

Vers 3 und 4 betonen die Bitte, zuerst unter dem Gesichtspunkt des „Warum“, dann des „Wo“.

(Fortsetzung folgt.)

Kinderblatt.

Liebe Kinder!

Gott zum Gruß im neuen Jahr! Möge dieses Jahr wirklich glücklich sein für Euch alle, Ihr lieben Kinder. Der Onkel Jakob kommt zwar spät mit seinem Neujahrswunsch. Allein er war weit weg, drunten im Welschland; also entschuldigt ihn! Aber er wünscht Euch alles, was er sich nur selbst wünschen kann. Möge daher Gottes Gnade und Gottes Segen im reichlichsten Maße bei Euch bleiben!

Dieses Jahr will ich Euch etwas erzählen, worüber Eure schwarzen Brüderlein und Schwesterlein sich zu unterhalten pflegen. Sie reden zwar nicht vom Kottkäppchen und Aschenbrödel, nicht vom bösen Wolf, der die Großmutter fraß, oder vom schlauen Fuchs, der das Gänschen stahl, aber auch sie haben ihre Märchen und Fabeln, womit sie angenehm ihre Zeit verbringen. Ihr sprecht vom „dummen Esel“, die Schillukfinder von der „dummen Hyäne“. Als das schlaueste der Tiere kennt Ihr den Fuchs, die kleinen Schwarzen halten jedoch den Hasen für den größten Gauner. Er kommt nicht immer ungeschoren davon. Oft fest es eine Tracht Prügel für ihn ab. Indes, am Ende zieht er sich noch glimpflich genug aus der Schlinge und lacht alle aus. Hören wir nun, was er alles auf dem Kerbholz hat.

1. Meister Lampe und Frau Hyäne.

Meister Lampe war ein lebensfrohes Häschen. Um die Wahrheit zu gestehen, war er eigentlich kein Häschen mehr, sondern ein alter Hase, dessen Gewissen keineswegs in Ordnung war. Wieviel Kraut und Salat hatte er nicht schon im Missionsgarten gestohlen! Er fand diese Pflanzen viel saftiger als das harte Gras der Steppe. Das waren jedoch seine kleinsten Sünden. „Der Herrgott“, sagte er, „hat die Erde mit ihren Gütern für alle gemacht.“ Auch an ihm erfüllte sich das Sprichwort: „Mit Kleinem fängt man an, mit Großem hört man auf.“ So wissen denn die Schillukfinder zu erzählen, wie er unzufrieden mit Gras und Kräutern seine habfüchtigen Augen auf die Schätze der Schilluk, die Röhre nämlich, richtete. Er wußte genau, daß er allein sich keine Ruh verschaffen konnte. Andererseits dachte er, der liebe Gott ist gar gut und barm-

herzig. Übrigens ist er ja der Eigentümer von allem, und so wird er mir schon etwas schenken, wenn es auch gerade ein anderer in Verwaltung hat. Meister Lampe brachte seine guten Vorschläge rasch in Ausführung. So ging er mit demütigem Gesichte zum großen Geiste Dschwof. Er wußte sein Elend so rührend darzustellen, daß Dschwof mit ihm ging, um ein Paar schöner Röhre für ihn auszuwählen. Auf dem Wege durch das Land bekam der Hase Angst. „Aber lieber Gott“, sagte er, „was fange ich an, wenn die Ruhhirten mich erwischen?“ „Nur keine Furcht“, erwiderte Dschwof, „du brauchst dich nur an meinem Fuß zu halten, und alles wird gut ablaufen. Wir verschwinden einfach.“ Der Weg wollte jedoch kein Ende nehmen, und der Hase sagte: „Herrgott, ich vergehe vor lauter Durst.“ Dschwof antwortete: „Dort vorn gib'ts Wasser genug.“ Als sie nun dort ankamen, wollte der Hase verzagen, denn er sah kein Wasser. Dschwof sagte: „Grabe!“ Und der Hase grub, fand aber nichts. Da stieß Dschwof mit dem Fuß auf die Erde, und sofort sprudelte eine Quelle hervor, und der Hase trank und dankte Gott. Dann gingen sie wieder weiter. Auf einmal sagte der Hase: „Ach, lieber Gott, ich sterbe vor Hunger.“ Dschwof sagte: „Grabe!“ Und der Hase grub, fand aber nichts. Da grub Dschwof, und allerlei Speise kam zum Vorschein. Neugestärkt lief nun der Hase hinter Dschwof einher, und sie kamen weit, weit hinaus in die Steppe. Hier gab es sehr viel Wild. Gern hätte der Hase auch davon gehabt. Er bat Dschwof darum, und dieser sagte: „Nimm dir, was da im Gebüsch liegt.“ Allein der Hase zögerte und sprach: „Das gehört dem Löwen; wenn er es erfährt, wird er zornig auf mich. Gib mir, was mir zusteht.“ Dschwof wollte das Mißtrauen des Hasen bestrafen und sagte: „Dort ist das Deinige!“ Und der Hase lief hinzu. Aber das Wild rannte davon und der Hase hinterher. Allein alles umsonst. Da hatte Dschwof wieder Mitleid und rief dem Hasen zu: „Hier liegt ein Stück Fleisch!“ Und so war es wirklich. Der Hase trug trockenes Gras zusammen, machte ein Feuer und bekam so einen saftigen Braten. Als sich der Hase gestärkt hatte, gingen sie weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten des Theologen-Missions-Verbandes.

Vom neuen Vorort.

Auf der heurigen Vertretersitzung des Theologen-Missions-Verbandes, die dem großartigen missionswissenschaftlichen Kurs in St. Gabriel folgte, wurde Graz zum Vorort gewählt, den wir aber erst im November übernehmen konnten.

Zunächst danken wir den Brudervereinen für das Vertrauen, das uns durch die Wahl entgegengebracht wurde. Gleichzeitig sprechen wir aber auch unsern wärmsten Dank aus dem früheren Vorort St. Pölten und besonders seinem letzten Vorsitzenden H. Ramharter. St. Pölten hat unsern Verband hinsichtlich der Zahl der angeschlossenen Vereine nahezu wieder auf den Stand der Vorkriegszeit gebracht und seine geistige Bedeutung außerordentlich gefördert durch die Abhaltung der Theologen-Missionskonferenz 1921 und des missionswissenschaftlichen Kurses 1922 in St. Gabriel, die zwei Marksteine in unserer Missionsbewegung bilden.

Wir wollen im selben Sinne arbeiten wie St. Pölten, den Verband weiter ausgestalten, das Missionsinteresse überall fördern und die Laienmissionsbewegung unterstützen. Doch eine segensreiche Wirksamkeit des Verbandes hängt nicht nur von der gewissenhaften und eifrigen Arbeit des Vorortes ab, die wir gerne versprechen, sondern vor allem von der zielbewußten Arbeit der einzelnen Vereine. Wir bitten deshalb um allseitige rege Mitarbeit durch Einsendung von Berichten und praktischen Vorschlägen. Besonders Gewicht legen wir auf die Arbeit in den Studienzirkeln. Nicht vergessen dürfen wir auf Dinge, die jeder leisten kann, wie das Markensammeln.

Derzeit sind unserem Verbande angeschlossen die Theologen von Brixen, Brünn, Graz, Stift Heiligenkreuz in Niederösterreich, Innsbruck, Klagenfurt, Klosterneuburg, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Salzburg, Stift St. Florian in Oberösterreich, St. Pölten und Weidenau in Schlesien. Ferner besteht eine Arbeitsgemeinschaft mit der Missionsakademie „Regina Apostolorum“ in St. Gabriel und dem Redemptoristenkolleg Mautern in Steiermark.

Die Semesterberichte der einzelnen Vereine und Zirkeln mögen rechtzeitig an den Vorort eingesandt werden. Die Schriftleitung des

„Stern der Meger“ stellt in jeder Nummer eine Seite für die Nachrichten des Theologen-Missions-Verbandes zur Verfügung.

Der Bezugspreis des „Stern der Meger“ beträgt für die Verbandsmitglieder 3000 K.

Die einzelnen Vereine werden gebeten, sich bei der Verteilung von Sammelergebnissen der außerordentlichen Preisermäßigung und des langjährigen Entgegenkommens dieser Zeitschrift zu erinnern.

Die im letzten Sommer in die Seelsorge abgegangenen Herren werden ersucht, den „Stern der Meger“ entweder auf eigene Adresse zu bestellen oder durch die Akademischen Missionsvereine bestellen zu lassen.

Um unser Ziel zu erreichen, wollen wir vor allem recht eifrig beten.

Johann Knoth, Vorsitzender.

Theologen-Missionsverein Graz.

Bericht über das erste Semester 1922/23.

Wir eröffneten unsere Tätigkeit im neuen Studienjahr mit einer Versammlung am 31. Oktober. Herr Wieser gab zuerst einen Überblick über den missionswissenschaftlichen Kurs in St. Gabriel. Herr Tremmel legte im zweiten Referat die Notwendigkeit der Studienzirkel dar und erteilte einige praktische Ratschläge für die Zirkelarbeit. Seine Aufforderung, die Mitglieder möchten sich recht zahlreich an den Zirkeln beteiligen, hatte guten Erfolg. Es schlossen sich 54 von den 91 Mitgliedern in 7 Zirkel zusammen. Das dritte Referat hielt Herr Hermann über den „Eucharistischen Völkerbund“.

Am 4. Dezember fand gemeinsam mit der Unio cleri eine Missionsakademie im Priesterhause statt. Als Vorsitzender fungierte der Diözesandirektor der Unio cleri, Universitätsprofessor Msgr. Dr. Böck. Er betonte vor allem die Notwendigkeit der Mitarbeit des Heimatsklerus an der Befehung der Heidenwelt, ermunterte eindringlich zum Beitritt in den Priestermissionsbund und empfahl die Lektüre von Missionszeitschriften, ganz besonders des „Stern der Meger“.

Superior Gattringer sprach einleitend über das Xaveriusjubiläum und behandelte im Hauptteil seiner Rede den Stand des Missionswerkes in China. Den Abschluß der Feier bildete das „Bundeslied“ von Bär.